

Dermatologen

Peter Marko

Wegen eines Hautproblems hatte ich mich bei einem Dermatologen angemeldet. Ich kam zur angegebenen Zeit, trotzdem sassen im Wartezimmer gegen ein Dutzend Leute. In den nächsten anderthalb Stunden stieg diese Zahl weiter, und es war eine gute Gedächtnisübung, sich zu merken, wer vor und wer nach mir kam, da wir keine Nummern erhalten hatten und immer nur ohne Namensangabe «der Nächste» gerufen wurde. Mit der Zeit war ich aber überfordert und verlor die Übersicht. Als ich dachte, ich sei nun an der Reihe, stand jemand anders gleichzeitig auf. Zum Glück und sicher zu Recht wurde ich von der Arztgehilfin als der Richtige anerkannt und auf einen Gang geführt. Ich dachte, dies sei nur ein weiterer Vorraum und wartete zuerst geduldig. Nach einer Viertelstunde vermisste ich die Lektüre aus dem Wartezimmer, nach einer halben Stunde befürchtete ich, ich sei vergessen worden und wollte irgendwie auf mich aufmerksam machen, wagte es aber nicht, und, ehrlich gesagt, wusste auch nicht wie: Sollte ich etwa die herumliegenden Petrischalen mit den Präparaten auf den Boden werfen? Ins Wartezimmer zurückzukehren hatte keinen Sinn, und ich war auch nicht sicher, ob ich den komplizierten Weg und die richtige Tür finden würde. Nach fast drei viertel Stunden erschien der Kollege, begann mich in aller Ruhe zu untersuchen und beriet mich an Ort und Stelle, und dazu, wie sich herstellte, auch noch gut. Diese Geschichte spielte sich anfangs der siebziger Jahre ab.

Ich bekam davon einen Wartezimmerkomplex, und mit neurotischem Eifer bemühte ich mich, meistens mit Erfolg, solche Foltern in meiner Praxis zu vermeiden. Ich wollte die Übersicht behalten und holte jeden Patienten selber aus dem Wartezimmer, um bei Bedarf eingreifen zu können. Ferner versuchte ich, bei den Arztgehilfinnen alle üblichen Fehler beim Einschreiben der Patienten auszumerzen. Obwohl ich über zwei Sprechzimmer verfüge, benutzte ich meistens nur eines.

Ein Jahrzehnt später litt ich wieder an einem Hautproblem. Diesmal suchte ich einen Dermatologen auf, der in einer anderen Gegend praktizierte. Die Arztgehilfin kannte mich von den häufigen Überweisungen und verriet mir bei der Anmeldung freundlicherweise einen Tipp: Falls ich nicht lange warten wolle, solle ich überhaupt nicht ins Warte-

zimmer gehen, sondern im Gang auf einer Bank bei der Wand warten. Nach dem Eintritt warf ich einen flüchtigen Blick in das überquellende Wartezimmer, und mit schlechtem Gewissen blieb ich im Gang auf der Bank sitzen. Nach mir kamen noch mehrere Leute, die ahnungslos direkt das Wartezimmer betraten und es weiter füllten. Schliesslich kam ein Mann, der neben mir auf der Bank Platz nahm. Nach einer Weile, als eine Handvoll Patienten die Praxis verliessen, wurde mein Nachbar, offenbar noch prominenter als ich, ins Sprechzimmer gerufen. Nach den nächsten drei, vier Patienten wurde ich geholt und fand mich diesmal in einem echten Sprechzimmer. Die Wartezeit verkürzten mir zwei Wellensittiche, die vielleicht auch als natürliche Teststoffe für die vielen Allergiepationen der Praxis dienten. Der Kollege kam nach nur etwa zwanzig Minuten, und ich wurde ruhig und gut beraten.

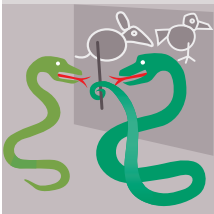
Zwei Jahrzehnte später musste ich wieder zu einem Dermatologen, und wieder war der Ort ein anderer. Da ich für das Parkieren länger brauchte als eingeparkt und drei Minuten zu spät in der Praxis erschien, erwartete mich der Kollege bereits im Sprechzimmer. Ich entschuldigte mich, wurde aber trotz meiner Verspätung mit viel Geduld und Kompetenz behandelt.

Als ich diese Geschichten einer Bekannten aus Amerika erzählte, meinte sie, bei ihnen müsse man, um die psychischen Schäden gering zu halten, nach einer Konsultation beim Dermatologen immer unverzüglich einen Psychiater aufsuchen. Es ist jedoch bekannt, dass die Amerikaner wegen jeder Kleinigkeit zum Psychiater oder zum Rechtsanwalt rennen. Da sind wir in Europa eben doch noch härter im Nehmen.

Wo sind nur die schönen alten Zeiten hin, als ein Besuch beim Arzt noch ein interessantes, spannendes, lehrreiches und unvergessliches Erlebnis, ja gelegentlich sogar eine gute Gedächtnisübung war? Wie fade und langweilig wird es in den künftigen glatten, von Betriebsberatern gleichgeschalteten Gemeinschaftspraxen, sogenannten Zentren, zugehen, in denen man mittels E-Mail oder SMS einen Termin bekommt, durch Computer ausgefragt und von Robotern abgefertigt wird, ohne einem Menschen begegnen zu müssen. Als ich einmal mit meiner Mutter Benzin tankte und am Automaten bezahlte, fragte sie, eine Geschäftsfrau von altem Schrot und Korn: «Hat dich denn niemand begrüsst, niemand die Scheibe geputzt, niemand das Geld kassiert, und

hast du denn mit niemandem gesprochen?» «Nein, wozu auch?», erwiderte ich konsterniert. «Schrecklich, schrecklich. Die Welt geht zugrunde», sagte sie. Tja, wie man sieht, manchen Menschen kann man es wirklich nie recht machen. Es wäre wohl besser, ich müsste nicht mehr zum Arzt gehen. Leider ein frommer Wunsch, vermutlich beiderseits ...

Dr. med. Peter Marko
Bruggwaldstrasse 39e
CH-9009 St. Gallen
peter.j.marko@hin.ch



ZEIT FÜR EINE NEUE FAKULTÄT?

Den Jahrgang 26 (2004) der pharma-kritik hat Etzel Gysling mit einem ceterum censeo «Zeit für eine neue Fakultät» (Nummer 20/2004) abgeschlossen. Dieser sehr schön formulierte Artikel ist absolut lesenswert (www.infomed.org/pharma-kritik/pk20a-04.html). Ich habe mich nur gefragt: Was treibt Etzel Gysling, dieses Editorial zu schreiben, und was will er damit wohl erreichen?

Hier seine Antwort:

«Es gibt eine Reihe von Gründen, die mich dazu bewegt haben, dieses relativ unpassende Editorial in einer pharma-kritik zu veröffentlichen.

Erstens bin ich ja auch als Hausarzt tätig, wenn auch in bescheidenem Rahmen. Hier erlebe ich die Problematik, mit der hausärztlich tätige Kollegen konfrontiert sind, hautnah.

Zweitens sind meine Beziehungen zu Kanada auch heute noch recht gut erhalten (obwohl wir schon seit 1977 wieder in der Schweiz sind), und was sich dort bezüglich Verfügbarkeit von Hausärzten abspielt, beeindruckt mich sehr. Kanada hat jahrelang den Zugang zu den Fakultäten gedrosselt und leidet jetzt unter einem unwahrscheinlich krassen Ärztemangel.

Drittens bin ich überzeugt, dass pharma-kritische Überlegungen weitaus am ehesten in der Hausarztpraxis umgesetzt werden. Unsere Spezialisten-Kollegen (welcher Disziplin auch immer) werden mehr und mehr von der Industrie programmiert und scheinen in einem Ausmass an den äusserst fragwürdigen Fortschritt (z.B. bezüglich Me-too-Medikamente) zu glauben, das mich immer wieder erschüttert.

Schliesslich beunruhigt mich der Gedanke, dass ich in meinen nicht so fernen alten Tagen je länger je weniger Chancen haben werde, von einer Schweizer Ärztin oder einem Schweizer Arzt betreut zu werden. Dies gilt aktuell vor allem im Spital; ich sehe aber, dass nun auch immer mehr Praxen mit ausländischen Kollegen besetzt werden. Sind wir in unserem Land tatsächlich nicht in der Lage, selbst genügend Mediziner auszubilden?

Was ich damit erreichen will: Dich und viele andere dazu anzuregen, aktiv zu werden, Politiker zu beeinflussen, in der Presse dazu zu schreiben, den vielen Leuten, die meinen, es ginge alles so weiter wie bisher, klaren Wein einschenken. Es freut mich übrigens, mit diesem Editorial mehr Echo hervorgerufen zu haben als je mit einem anderen Editorial.»

22.8.2005 / Peter Tschudi